

Predigt über Jesaja 66,10-14

Da gab es neulich wieder Ärger und Streit in Berlin – in Berlin ist es ja immer sehr viel leichter, Ärger auszulösen als Freude zu bewirken. Die Bereitschaft sich zu ärgern ist einfach erheblich größer als die Fähigkeit sich zu freuen. Ein Sonntag Lätare, ein Sonntag zum Sich Freuen ist darum hier vielleicht besonders nötig. Gegenstand des Ärgers war diesmal eine Frau. Sie hatte in einem Café ihr Kind gestillt. Der Betreiber dieses Cafés hatte sie daraufhin rausgeworfen. Der Anblick hatte ihn gestört oder irgendwie peinlich berührt, er fand, das Stillen von Kindern gehöre sich nicht in der Öffentlichkeit, könnte vielleicht andere Gäste stören oder peinlich berühren oder ihre Gefühle verletzen. Selbstverständlich hat dieser Rauswurf wieder Ärger ausgelöst und, wie fast immer, wenn es Ärger gibt, zur Forderung nach neuen Gesetzen geführt, da ja die bestehenden offensichtlich nicht ausreichten, schweres Unrecht zu verhindern: entweder müsse das Recht, öffentlich zu stillen und gestillt zu werden, zum Grundrecht werden, also ins Grundgesetz und also vom Staat einklagbar, der es darum mit Staatsgewalt durchsetzen müsste, oder der Rausschmiss stillender Frauen müsse zum Straftatbestand werden, was wiederum Polizeieinsatz erfordern würde. Aber vielleicht gibt es auch längst organisierte Formen zivilen Protestes ohne staatliche Hilfe – etwa ein Still-in, ein Breastfeed-in in dieser und in anderen ungastlichen Gaststätten. Wie schön wäre es, könnte irgendwer, vielleicht ein Pfarrer, eine Prophetin, eine helle klare Stimme vom Himmel diesem Wirt, aber auch allen anderen Griesgrams dieser Stadt freudestrahlend und durchschlagend wirksam zurufen: Freut euch mit dieser stillenden Mutter und ihrem saugenden Säugling, freut euch an diesem friedlichen Anblick, dieser sinnlich spürbaren Geborgenheit.

Ein Besuch in der Gemäldegalerie hier in der Nähe zeigt, dass jenes Ressentiment: der Ärger, die Irritation, das Gefühl der Peinlichkeit beim Anblick stillender Mütter noch nicht alt ist. Da gibt es viele Bilder von Jesus als Kind, das lustvoll nach der Brust seiner Mutter greift und genüsslich an ihr saugt. Auf einigen ist es der Mutter selbst schon etwas zu viel, weil sie eigentlich in Ruhe was lesen will, wozu sie aber natürlich nicht kommt. Auch der heutige Predigttext spricht ohne Scheu und Hemmung vom Stillen, setzt als selbstverständlich voraus, dass das ein unbedingt anziehendes Bild ist und nicht etwa irritierend, befremdend oder gar abstoßend:

- 10 *Freut euch mit Jerusalem,
jauchzt um sie alle, die ihr sie liebt!
Seid entzückt an ihr, entzückt, ihr alle, die über sie trauert!*
- 11 *Denn ihr dürft saugen, euch sättigen an den Brüsten ihres Trostes,
denn ihr dürft schlürfen, euch erquicken an der Brust ihres Glanzes.*
- 12 *Denn so spricht die Ewige:
Ich breite bei ihr Frieden aus wie einen Strom
und wie einen überschäumenden Bach den Glanz der Völker,
und ihr werdet saugen.
Ihr sollt auf der Hüfte getragen
und auf den Knien liebkost werden.*
- 13 *Wie eine Mutter tröstet, so will ich euch trösten,
an Jerusalem sollt ihr getröstet sein.*
- 14 *Ihr werdet es sehen und euer Herz wird entzückt sein,
und eure Knochen sollen sprossen wie junges Gras.
Die Hand des Ewigen gibt sich zu erkennen an seinen Dienern,
aber seine Feinde fährt er heftig an.*

Die Aufforderung, sich zu freuen, die dem heutigen Sonntag Lätare seinen Namen gibt, ist eine Aufforderung zum sich Mitfreuen: freut euch mit Jerusalem! Doch diese Mitfreude ist nicht selbstlos. Ihr habt selbst was davon, es geschieht euch zugute, wenn der Ewige, die Ewige, wenn der Gott Israels in Jerusalem Frieden verbreitet wie einen Strom. Denn dann wird euch Jerusalem zur Mutterbrust, dann dürft ihr saugen, euch sättigen an den Brüsten ihres Trostes, dann dürft ihr schlürfen, euch erquicken. Jerusalem tröstet mit dem Trost, mit dem sie selbst getröstet wird. Der Gott allen Trostes, wie Paulus ihn nennt; der Gott, der allen Jammer stillt, wie es in unserem Gesangbuch heißt, tröstet, wie eine Mutter tröstet, wenn wir an Jerusalem getröstet sind. Er tröstet uns wie eine Mutter, aber stillt uns nicht selbst, sondern nutzt Jerusalem als Amme.

Als das Volk Israel noch unterwegs war, wurde ihm ein Land versprochen, in dem Milch und Honig fließt. Mag sich diese Verheißung auch als übertrieben herausgestellt haben, sie zeigt doch wie unser heutiger Text von der stillenden Mutter, dass der Gott der Bibel sich nicht scheut, auch bei uns Erwachsenen mit kindlichen Bedürfnissen zu rechnen und sie anzusprechen, und zwar vor allem, was unsere Trostlosigkeit, unsere Trostbedürftigkeit angeht. Zwei große Lieddichter haben diese Verheißung aufgegriffen: Dein süßes Evangelium ist lauter Milch und Honig, heißt es bei Philipp Nicolai. Und Paul Gerhardt sagt: Dein Mund hat mich gelabet mit Milch und süßer Kost. Beide verstehen die Jesusgeschichte als so etwas wie eine Landverheißung für uns Nichtjuden, für uns befreite Sklaven aus den Völkern. Und so werden wir am 1. Sonntag nach Ostern, Quasimodogeniti, als neugeborene Kinder angeredet, die noch keine feste Nahrung vertragen, sondern Milch brauchen: durch die Osterbotschaft aus der Sklaverei befreit und darum wie neugeboren; Menschen aus der Völkerwelt, die eine Bindung an den Gott Israels und an sein Volk mit der Muttermilch einsaugen. Auch das Abendmahl, das wir heute feiern, erinnert uns daran, dass das Evangelium etwas Nahrhaftes ist, nicht nur unseren Kummer stillt, sondern auch unseren Hunger, unseren Durst nach Leben. Es ist freilich auch eine Erinnerung daran, dass es gerade der Tod Jesu war, der Tod von Römerhand, als König der Juden gekreuzigt, der uns zu dieser Quelle des Lebens gebracht hat.

Am heutigen Sonntag Lätare wird die Jesusgeschichte, vor allem seine Leidensgeschichte, in den Zusammenhang der Bundes-, der Beziehungsgeschichte zwischen dem Gott Israels und seinem Volk gestellt, und zwar als frohe Botschaft für uns aus den Völkern. Im Kommen, im Leiden und Sterben, in der Auferweckung Jesu ist Gott Jerusalem, dem jüdischen Volk zu Hilfe gekommen, und die Völker sind aufgerufen, sich darüber zu freuen: freut euch mit Jerusalem!

Nun sind wir Christen, der Botschaft des Sonntags Lätare zum Trotz, es eher gewöhnt, den Tod Jesu als das Ergebnis eines Konflikts zwischen Jesus und den anderen Juden, zwischen Gott und seinem Volk zu verstehen, und wir haben auch kräftig versucht, aus diesem Konflikt Honig zu saugen, uns an ihm gütlich zu tun. Das war freilich nicht immer so. Die vier Evangelisten, die alle Juden waren, erzählen, jeder in seiner Art, die Jesusgeschichte im Angesicht einer großen Katastrophe der jüdischen Geschichte: ein jüdischer Aufstand gegen die Römer wurde blutig niedergeschlagen; am Ende wurden Jerusalem und der Tempel zerstört, viele Juden getötet, nicht wenige am Kreuz. In dieser Situation erzählen sie die Leidensgeschichte Jesu parallel zur Leidensgeschichte seines Volkes, als Solidarisierung des Gottes Israels mit seinem gequälten Volk. Und so endet die christliche Bibel in ihrem letzten Buch mit der Vision eines neuen Jerusalems. Die Völker bekämpfen es nicht mehr, sondern bringen ihre Schätze dahin. Auch in unserem Jesajatext ist das die Bedingung für den Frieden Jerusalems: ich breite bei ihr Frieden aus wie einen Strom – und wie einen überschäumenden Bach den Glanz der Völker. Was in der Geschichte, in der Kultur der Völker glanzvoll ist, und das ist ja Einiges, das ist ja nicht alles barbarisch, das bringen sie nach Jerusalem, bringen es mit ein in die Geschichte Gottes mit seinem Volk.

Da kommen einige Griechen, so hörten wir im Evangelium. Sie haben sich zum Pessachfest nach Jerusalem aufgemacht, weil sie sich für das Judentum interessieren. Ihrer vielen Götter und Göttinnen sind sie müde, sind beeindruckt von der Einheit und Einzigkeit des Gottes Israels, von der engen Verbindung von Glaube und Praxis, von Beten und Tun des Gerechten und wohl auch davon, dass sich dieser Gott als Befreier von Sklaven einen Namen gemacht hat – darum geht es ja beim Pessachfest. Und nun interessieren sie sich für einen bestimmten Juden, von dem bei diesem Pessachfest überall die Rede ist: wir wollen Jesus sehen. Sie wenden sich an Philippus und Andreas, die beiden Jesusjünger mit griechischen Namen, die vielleicht so etwas wie das Urbild der Kirche sind als Dolmetscher der hebräischen Jesusgeschichte in die Welt und die Sprachen der Völker. Und Jesus sieht im Kommen der Griechen durchaus ein Zeichen: gekommen ist, sagt er, die Stunde, dass der Menschensohn verherrlicht wird, zu Ehren, zu Glanz kommt. Und sagt dann doch: noch nicht. Erst wenn das Weizenkorn stirbt, bringt es viel Frucht. Der Zusammenhang macht klar, dass er hier keine landwirtschaftliche Erfahrungsweisheit, überhaupt nichts Natürliches meint, sondern von seinem Tod spricht. Erst seine Überlieferung in die Hände der Völker, seine Kreuzigung bringt die Frucht, dass die Völker hinzukommen. Das Kreuz, heißt es in einem Passionslied von Christian Fürchtegott Gellert, schlägt den Stolz und mein Verdienst darnieder, es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder, lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde zu Gottes Freunde. Es ist die Hoffnung aller Verfasser des Neuen Testaments, dass es uns nicht nur aus Gottes Feinden zu Gottes Freunden macht, sondern auch aus Israels Feinden zu Israels Freunden und Bundesgenossen.

Heute beginnt die Woche der Brüderlichkeit, für Berlin wird sie hier in unserer Kirche eröffnet. Auch wenn wir heute nicht mehr von Brüder-, sondern von Geschwisterlichkeit reden, ist diese Woche doch eine wichtige Gedächtnisstütze: sie erinnert uns daran, dass es sich bei Juden und Christen um Geschwister handelt, die wie Zwillinge an den beiden Brüsten ihrer Mutter, ihrer Amme saugen, beide sich sättigen an den Brüsten ihres Trostes, beide an Jerusalem getröstet sind.

Amen.